

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 88 (1962)
Heft: 49

Artikel: Wiesely und die Chnullerisprache
Autor: Herdi, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-501993>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wiesely und die Chnullerisprache

Ganz zufällig schlug ich kürzlich im Bahnhofbuffet eine Basler Zeitung auf und erfuhr aus einer amtlichen Anzeige, daß Otto Wiessler, Schauspieler, im Alter von 45 Jahren unsere unruhige Erde verlassen habe.

Sehr wahrscheinlich wird Ihnen dieser Name wenig bis gar nichts sagen, lieber Leser. Aber vielleicht haben Sie den Wiesely gekannt, oder den «Misl», als welcher er oft auf der Bühne stand? Oder vielleicht erinnern Sie sich wenigstens ans Soldatenkabarett Baschi, oder ans Kabarett Bärenatze? Da war er nämlich dabei, der Wiesely, den kaum einer je beim richtigen Namen genannt hat. Und vielleicht haben Sie gar noch das Zürcher Corso von einst in Erinnerung, ein Variété-Theater mit ausgezeichneten Programmen? Da war er ebenfalls dabei, der Wiesely, zusammen mit seinem Partner Lucca, und die Groteskshows dieser beiden Basler Künstler gehörten Mitte der vierziger Jahre zu den meistbeklatschten Nummern im Corso, das damals unter Huberts Leitung stand.

Ich selber habe zwar den Wiesely nicht in Zürich, sondern in St. Gallen kennen gelernt: wir arbeiteten 1944 zusammen im Dancing-Variété Trischli. Der Lucca war selbstverständlich auch dabei, und wenn die beiden ihre Basler Chnullerisprüche aus der Gugge packten, lachten wir (im Orchester) und die Gäste (im Parkett) mitunter Tränen. Immer wieder tauchten in ihrem Repertoire die Ausdrücke «Chnulleri» oder «Chnuschti» und «Chnelle» auf, und man hatte bald einmal aus dem Zusammenhang heraus, daß die Chnelle eine Beiz war, die Chnulleri und Chnuschti aber eine eigene Art Basler sind, jenseits des Jordans, des Rheins, in Kleinbasel angesiedelt:

«Hösch, dängg doch nit z lang, wo si här könnte ko;
De gsehst si im Lauch an der Pfyffegass (Greifengasse) stoh.
Und wenn de in d Bachgass (Rheingasse) und d Chnellene gohst,
No waisch, wo si här sind, nicht?
Brüeder – verschtöhsch!»

So steht's in einem Wiesely-Büchli. Der Wiesely selber (und mit ihm sein Partner Lucca) zählte sich ebenfalls zu den Chnulleri aus petit Bâle, wenn seine Beschäftigung auch nicht just derjenigen eines im Chanson «Im Rhyhafe» geschilderten Chnulleri entsprach:

I bin-e Knüllri uss-em Hafebecki zwei,
I bugge Segg und grieg pro Schicht dänn 19 Stei.
I deguschti derzue so zirka fünf bis siibe Fläsche Bier,
Drei Tag scho noch-em Zahhtag bin ich knüppelstier.»

Knüppelstier, allerdings, das ist der Wiesely oft gewesen, und nicht selten ging zuerst der Vorschuß nach

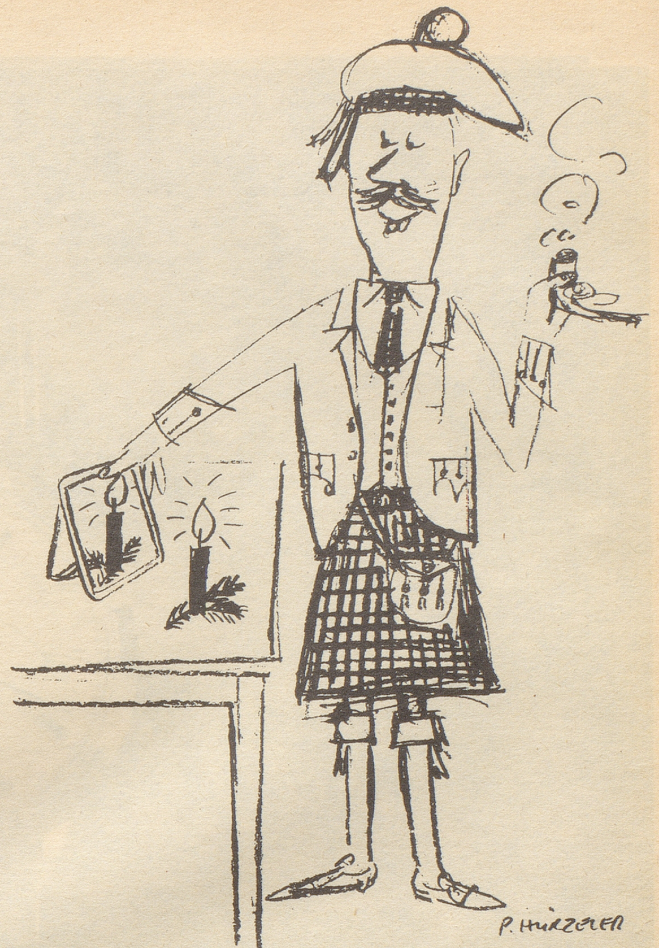
Basel, bevor der Wiesely aus Basel nach Zürich kam. Das paßte hervorragend zu Wieselys in mancher Beziehung zwar überaus sympathischer, aber auch abenteuerlicher Auffassung vom Leben auf Erden. Geld und Gut, Telefonnummer, trautes Heim und Ansehen: er pfiff darauf. Corso und Society: schön und gut. Aber in der Kneipe war ihm mindestens so wohl. Er reiste manchmal kreuz und quer durch fremde Länder, trat in der bittersten Spelunke oder, wenn's sein mußte, auf dem Marktplatz auf, wo unser Dätwyler bloß die weiße Fahne entrollt hätte, und machte anschließend Kasse mit Hut und Teller.

Freiheit und eine Spur Zigeunertum lagen ihm ausgesprochen. Er lebte, zumindest streckenweise, ein Leben, das fast jeder von uns in gewissen Augenblicken zu leben wünscht, wobei unsere Anläufe meist nicht einmal bis zum Versuchsstadium gedeihen: wer bloß Wüstensand-Heimweh-Lieder singt, sich zwei Tage den Hals nicht wäscht, im mutigsten Augenblick seines bürgerlichen Lebens einem Kollegen den Hut über die Ohren hinunterzieht und treuherzig versichert, er sei «halt auch ein halber Zigeuner», der ist todsicher keiner. Dem Wiesely lag das Ungebundene im Blut. Hinzu kamen immerhin: schauspielerisches Talent, Begabung für Kabarett und Dialekttheater, für Witz und gepfefferte Basler Schlagfertigkeit, mit der er die Hohnsägen vom Podest herunterholte und jeden gründlich heimschickte, der ihn «anzünden» wollte.

Nebenher hat der Wiesely auch geschrieben und auf Anregung von ernsthaften Sprachfreunden Chnullerisprüche gesammelt, die etwa 1950 im Vineta-Verlag unter dem Titel «Verstösch hösch» erschienen, eine erste größere schweizerische Slangsammlung mit saftigen Proben des von Großbaslern gern Höschsprache genannten Chnulleri-Jargons. Trotzdem:

«Mir saage Blätzasch, Ir saaged Birsfäld,
Mir bränne mit Chlotz, Ir zaaled mit Gäld,
Mir bloosen e Pfütze, Ir dringged der Wy –
Gäärn hämmer is trotzdäm z Basel am Rhy.»

Wiesely brauchte nicht weit zu gehen, um seine Ausdrücke zu sammeln: er sprach beim Jaß und beim Höckeln etwa im Odeon, Parterre, selber chnulleribaslerisch. Er mußte bloß noch aufschreiben, oder, wie er es zu nennen pflegte, uffnotifizörzele. Da wurde aus dem Odeon-Dancing der Hängschtesalon, aus dem Barfüßerplatz der Gnaagiblatz, aus der Rheingasse die Rue de Grampool, aus Radio Beromünster ein Bläromutjee, dessen Sprecher zum Masseplauderi. Aus dem



Schotte feiert Zweiten Advent

Wirt wurde ein Chnellechef, aus dem Schuhmacher ein Schlappegießer, aus der Schwatzbase eine Pfluuderigugge, aus dem Zahnarzt ein Bedroolboorer, aus dem Vater ein Schreggschuß, und aus dem Handlanger oder dem Ausläufer ein Schiggmer-Längmer-Gimmer.

Und wer schlafen geht, bletteret e Penn ane, seine Muskeln sind Anggebälleli oder Gämpestölleli, seine Augen Glugger, sein Hirn Moggedaig, seine Lunge de Niggotylnlaade, seine Hände Verdienschthöögge, sein Zylinder der Stypper, sein großer Hut ein Dramdepoo, seine Tabakspfeife ein Gogghammer, der schlechte Tabak dazu «Vööglain im Walde», sein Mantel endlich salopp eine Blache, der große Krawattenknopf das Wäggsellaufetui.

Auch in Sachen Geld mußte man sich beim Wiesely auskennen. Unter einem großen Ängländer verstand er 25 Franken, unter einem Blöö eine Hunderternote, unter einem Sardynli einen Fünziggräppler, und unter einem Chiisräumer einen Geldbeutel. Der Klöpfer wurde zum Byfdegg im Seggli, der Schnaps zum Gennes, das Brot zum Hypper, der Signalfahle auf dem Verkehrsteiler zum Maßmogge, der Polizist zum Gugelhopfmaa, der Zivilstandsbeamte zum Zündschnuerlegger, und wenn ein schönes Mädchen, ein «Prachtstrudeli», ein böses Gesicht machte, hieß es wohl etwa, sie ma-

che «e Schnuure wien e verrumpflete Haimetschyn».

Und wer alle die Chnullerisprüche und alle die Renommierwendungen im Stile von «I nimm di unter d Augedegg und hüül, bis de verruffsch» kannte, galt als Spruchhuuffe, und der Wiesely war zweifelsohne ein Ober-Spruchhuuffe. Er schrieb und sammelte aus «Plausch», gab zusammen mit Lucca auch ein Bündlein Basler Witze heraus, kam später mit seinem Büchlein «Dasch dr Hammer» wieder auf seine Höschsprache zurück, wobei er dem Verfasser der zürcherischen Parallelsammlung «Limmatblüten» einen ziemlich spitzigen Stein in die Scheibe warf, was dieser ihm keineswegs übelnahm. Kannte er doch den Wiesely und dessen Eigenheiten schon viele Jahre, seit jenem Engagement 1944 in St. Gallen: ein talentierter, sympathischer Naturbursche und echter Kleinbasler Chnulleri mit stachelbewehrtem, eher weichem Kern, und von ganz eigener Prägung. Wieselys Sprachbüchlein dient heute – worauf der Wiesely es gewiß nicht abgesehen hatte – den Redaktoren des Schweizerdeutschen Wörterbuches als Quelle, ist von Fachleuten ernsthaft gewürdigt worden und hat neuerdings auch in Professor Stefan Sondereggers Bibliographischem Handbuch «Die schweizerische Mundartforschung 1800–1859» seinen Platz gefunden. Fritz Herdi